

Blätter des Deutschen Theaters

INHALTS-ÜBERSICHT

Hermann Bahr: Lachen / Wilt Hendl: Bahr — der Österreicher
 Ludwig Marcuse: Europas Echo / Peter Homeyer: Leopold
 Andrian / Arthur Kahane: Transfiguration

Lachen.

Von Hermann Bahr.

Die Leute wollen im Theatre lachen, sagt man mir. Ich hätte nichts Jagegen. Wir müssen uns nur darüber verständigen, was lachen heißt. In irgend einem alten spanischen Stück kommt der König aufs Land und findet einen der gaffenden Bauernburschen so komisch, daß er über ihn lachen muß. Darauf ist der Tölpel unmäßig stolz: Der König hat mich ausgelacht! Aber seine Gefährten verhöhnen ihn: O nein, der König hat dich ausgelacht! Und darum wird nun gebalgt: hat er ihn angelacht oder ausgelacht? An ist eine Ehre, aus eine Schande. An oder aus, damit wird über den Burschen entschieden. So denken die Bauern, und so denkt im Grunde das Publikum auch. Ich denke nicht so, gar nicht. Ich denke, damit ist noch gar nichts über den Lämmel entschieden, aber alles über den König. Ob einer nämlich angelacht oder ausgelacht wird, hängt gar nicht von ihm selber ab, sondern von dem, der lacht. Die Ursache des Anlachens oder Auslachens liegt nicht in ihm, der belacht wird, sondern in dem der lacht. Die Voraussetzung ist etwas Lächerliches. Diese Voraussetzung ist immer gegeben. Erscheinungen sind immer lächerlich, jedenfalls für den, der durchschaut, was mit ihnen gemeint ist. „Erfahrung fast immer eine Parodie auf die Idee“, hat Goethe gesagt. An der Urpflanze gemessen, wird auch die schönste Pflanze leise komisch. Alles Wirkliche merkt, daß es an sich selbst nicht ganz heranreicht, es muß sich auf die Zehen stellen. Dieses auf die Zehen stellen macht die Welt so komisch. Die Komik wächst um so mehr, je mehr es einer Erscheinung Ernst mit ihrer Idee ist, denn um so mehr streckt sie sich und macht uns nur erst recht aufmerksam auf ihre Differenz von der Idee: wir müssen lachen. Wer mit den Ideen aller Erscheinungen vertraut wäre, müßte sich tot lachen. Das tut weh, darum sind alle großen Humoristen so traurig: vor Todesnähe. Das Lachen ist also mit der Welt schon gegeben. Es kommt nun nur noch darauf an, welchen Gebrauch einer vom Lachen macht: ob er anlacht oder auslacht. Und da beginnt das Mißverständnis zwischen mir und dem Publikum. Es will in meinen Stücken lachen, ich auch. Aber es merkt dann meistens, daß wir nicht dasselbe Lachen meinen. Es will etwas zum Anlachen haben, ich stehe mit der Welt auf dem Fuß, daß wir uns gegenseitig anlachen. Wenn ich an einer Erscheinung konstatieren kann, daß auch sie das allgemeine Gesetz er-

fällt und es nur zur Parodie ihrer Idee bringt, bereitet mir das eine tiefe Befriedigung, und ein Lächeln dieser Befriedigung liegt auf allen meinen Stücken; das ist vielleicht ihr einziger Reiz, es ist der Reiz, den mir das irdische Leben bietet; ich habe keinen stichhaltigeren gefunden. Das Publikum aber, vielleicht jedes, gewiß das deutsche, will anders lachen: es will anlachen. Je mehr ich über einen Menschen lachen kann, desto lieber wird er mir. Das Publikum aber lacht gebässig. Und so bald es in meinen Stücken entdeckt, meistens im letzten Akt, daß das, worüber ich lache, damit gar nicht beschämt oder gar vernichtet werden soll, sondern eben durch mein erkennendes Lachen herzlich bejaht, wird es böse auf mich. Um ganz unzweideutig auszudrücken, daß mein Vergnügen an der Welt recht eigentlich darin besteht, auch an ihren höchsten, der irdischen Vollkommenheit nächsten Exemplaren den Abstich von der Idee, die Senkung zur unfreiwilligen Selbstparodie wahrzunehmen, nahm ich mir vor Jahren einen Helden, der mir so groß schien, daß ich das Mißverständnis, ich könnte ihn auslachen wollen, für ausgeschlossen hielt: ich nahm mir Napoleon, in meiner „Josephine“. (Siehe, da ward ich sehr belobt, weil ich aufgedeckt hätte, was für ein Schwindler und Possenreißer im Grunde Napoleon gewesen. Ich will aber in gar keinem Menschen den Schwindler, der er ist, sondern ich will den Schwindel der Wirklichkeit aufdecken. An der Stelle, wo man das merkt, fallen meine Stücke durch. Zuweilen aber mißlingt mir ein Stück so, daß man was ich eigentlich meine, gar nicht merkt, dann hat es Erfolg, und sogar das, laß ich mir lächelnd gefallen: das Publikum anlachend, nicht auslachend.

Bahr — der Österreicher.

Wir entnehmen die nachfolgenden Ausführungen dem 1913 bei S. Fischer, Berlin erschienenen Bahr-Buche des verstorbenen Willi Handl.

— — — Von solcher Art ist der Patriotismus Hermann Bahrs: starkes Gefühl seiner selbst, das ins Weite wirken möchte. Sein Leben lang ist er auf der Suche nach dem konzentrierten, künstlerisch und menschlich gültigen Ausdrucke seiner Persönlichkeit. In dem Bemühen, ihr Wahrstes aufzufinden, findet er seinen Stamm und sein Vaterland. Das vollzieht sich mit einer auffallend jähen Wendung, an seinem Lebensmittag. Da beschließt er die Reihe der lustigen Wiener Theaterspiele, biegt unvermittelt aus der Enge dieser lokalen Heiterkeit und bekennt sich zu einer echteren, größeren Art von österreichischen Menschen. Diese Art, meint er, kann nur noch draußen, weit von der wirren Großstadt, — in Reinheit gedeihen. Er geht ihr zunächst in der eigenen Heimat nach, im oberösterreichischen Land. Er will überhaupt, daß die Provinz sich auf sich selbst besinne und, unabhängig von den anders begründeten und anders gerichteten Wiener Interessen, ihre besondere Kunst erschaffe. Den jungen Leuten draußen, die solcher Losung begeistert folgen, wird er Führer, Berater, Freund. Und der „Oberösterreichischer Jugend, denen vom Pan“ ist das Buch gewidmet, in dem er zum ersten Male das Bild des heimatlichen Menschen,